# Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" erscheint wochentäglich Abends und am Sonntag Morgen. Der Abonnementspreis ist für das Deutsche Reich vierteljährlich Mark 4,—, für das Ausland mit dem entsprechenden Postaufschlag. Abonnements werden bei allen Postanstalten angenommen. Für Berlin abonniert man bei den Zeitungsspediteuren und bei der Expedition der Zeitung.

**Berlin SW. 48**
**Wilhelm-Straße Nr. 32.**
**Fernsprecher:**
Redaktion: Amt VI, 3394. ✦ Expedition: Amt VI, 3248.

Inserate nehmen die Expedition der Zeitung und alle Inseratenbureaus zum Preise von 40 Pf. für die sechsgespaltene Petitzeile und von Mark 1,25 für die dreigespaltene Petitreklamezeile entgegen. Zusendungen für den Inseratenteil sind an die Expedition, für den redaktionellen Teil an die Redaktion zu adressieren. Unbenutzte Einsendungen werden nicht aufbewahrt.

**Nr. 136. [48. Jahrgang.] Sonntag den 13. Juni 1909. Zweite (Morgen-)Ausgabe. [48. Jahrgang.] Nr. 136.**


Berlin, den 12. Juni.

## Wochen-Rundschau.

Nachdem die englischen Arbeiterführer nach einem längeren Besuche westlicher Städte Deutschlands und Berlins wieder heimgekehrt sind, findet in diesen Tagen der Gegenbesuch von Vertretern der christlichen Kirche Großbritanniens in Berlin statt, zu deren Ehren mehrere Empfänge und andere Festlichkeiten vorgesehen sind. Zu dem Besuche der Arbeiterführer Englands lesen wir in der Kölnischen Zeitung die folgenden zutreffenden Ausführungen: „Die englischen Arbeiterführer haben die besten Eindrücke empfangen und zurückgelassen. Man hat es bei uns sehr angenehm empfunden, daß die englischen Arbeitergäste nicht, wie ihre sozialdemokratischen Kollegen in Deutschland, einen unübersteigbaren Wall um ihre Kaste aufführten, sondern gern mit allen Ständen und Klassen in Berührung traten. Sie haben deshalb auch, ohne die Unvollkommenheiten zu übersehen, offenen Auges unsere sozialpolitischen Einrichtungen studiert und anerkannt. Mit feinem Takt haben sie jede Ueberschwenglichkeit im Lob vermieden; wie man aber aus ihren Aeußerungen gehört hat, haben die Einrichtungen für Arbeiterwohlfahrt auf sie einen starken Eindruck gemacht. Anläßlich des Radbodner Grubenunglücks hat man sich in der sozialdemokratischen Presse nicht genug tun können, die Profitgier der Unternehmer und die mangelhaften Vorrichtungen zur Verhütung von Unglücksfällen für die fürchterliche Katastrophe verantwortlich zu machen. Der Besuch der Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt in Charlottenburg hat die englischen Gäste von der Unwahrheit dieser Vorwürfe überzeugt; sie haben die Vorkehrungen gegen Unfälle im Betriebe bewundert, die nirgends übertrieben haben, und die nicht etwa nur auf Ausstellungen gezeigt, sondern unter Aufwendung großer Summen von unseren Industriellen in die Praxis eingeführt worden sind. Der Besuch hat dann auch noch eine zweite Legende gestört, die sozialdemokratische Schriftsteller und Agitatoren zu verbreiten suchen, die Legende von der Minderwertigkeit der Lebensführung des deutschen Arbeiters. Die Besucher haben, wie sie selbst sagen, auf ihren Streifzügen durch die Arbeiterstädte, Fabriken und Ausstellungen das Gegenteil festgestellt. Da sie vorurteilslos und sachverständig sind, was man von den deutschen Artikeln meistens nicht sagen kann, so wird man ihrem Urteil einiges Gewicht beilegen dürfen. Ihnen ist es aufgefallen, daß die Leute aus dem Volke reinlich und durchweg anständig gekleidet sind; von einer Verelendung der Massen haben sie nichts gesehen. Wenn ihnen deshalb aus der sozialdemokratischen Presse noch ein kräftiges Wörtchen nachgerissen werden sollte, so würde uns das nicht wundern." Gleichzeitig liegen auch schon Stimmen der Führer der englischen Arbeiterpartei über ihre Eindrücke in Deutschland vor. So bringen die Daily News einen vom Petersberge bei Königswinter datierten längeren Brief des aus Schottland stammenden Abgeordneten Barnes, der gegenwärtig Rochdale, John Brights früheren Wahlkreis, im Unterhause vertritt und der zweite Führer der Arbeiterpartei im Parlament ist. Er schreibt u. a. nachstehendes:

„Es gibt ein altes schottisches Sprichwort: Wenn du Freunde gewinnen willst, mußt du freundlich sein. Wir machen Freunde unter den Deutschen, indem wir ihnen die Versicherung erteilen von der Freundschaft der englischen Demokratie. Wir glauben, daß freundliche Gesinnung auch bei anderen freundliche Gesinnung erregt, und wir wissen, daß die Verschiedenheit des Urteils nach Freiheit dazu beitragen muß, den Frieden zu sichern. Ich bin in den meisten Mittelpunkten des deutschen Gewerbfleißes gewesen. Ich kenne die Führer der deutschen Gewerkschreine, und ich weiß, daß sie derselben Klasse von Leuten bei uns haben ziemlich genau ähnlich sind. Sie wünschen ebensosehr wie England mit Krieg zu vermeiden, wie unsere Steadman, Shackleton und Bowerman verlangen haben, mit Deutschland Händel zu suchen. Ich habe die Ueberzeugung, daß dasselbe vom deutschen wie vom britischen Volke gilt. Ich habe in den letzten Tagen mit Dutzenden von Männern gesprochen, die man als vertretende Persönlichkeiten Deutschlands bezeichnen kann. Ich habe das Vergnügen gehabt, zu Sammlungen der Stadtbevölkerung von Düsseldorf und zu den Stadtverordneten von Köln zu sprechen, ich habe gegenseitige Versicherungen freundschaftlicher Gesinnung einerseits von Vertretern aller ernstlich in Betracht kommenden Schichten in drei großen Mittelpunkten deutscher Bevölkerung und andererseits von Henderson, Macdonald, Crooks und unseren anderen Rednern vernommen. Von einem amerikanischen Konsul, einer ganz unbefangenen Persönlichkeit, kamen die gleichen Versicherungen freundlicher Gesinnung. Der britische Generalkonsul für die Rheinprovinzen erklärte, er könne uns für die Bevölkerung dieser Provinzen die Zusicherung erteilen und er ersuchte uns, sie denjenigen, die wir vertreten, zu übermitteln, daß diese Bevölkerung nur die freundschaftlichsten Empfindungen für das britische Volk und die britische Nation hege. Es ist aber als eine besondere Bekräftigung der Wichtigkeit dieser Erklärung festzuhalten, daß das Volk dieser Provinzen die Bewohnerschaft der Hauptmittelpunkte von Deutschlands Fabrikindustrie liefert, die mitunter von unseren Chauvinistenblättern als gierig nach unseren Märkten hingestellt wird. Das ist glaube, daß ich unter diesen Umständen berechtigt bin, den Lesern der Daily News zu erklären, daß das neuerliche Gerede von deutschen Einfallsgelüsten in den Grenzen des Volkes hierzulande keinen Anklang findet."

Im Laufe der Woche hat in London eine Konferenz der Presse des britischen Reiches stattgefunden, bei der mehrere bemerkenswerte Ansprachen gehalten wurden. Sie galten vorwiegend dem Thema der englischen Flottenrüstung und gipfelten in der Forderung, daß Englands Ueberlegenheit zur See auf jeden Fall zu erreichen und festzuhalten sei. Lord Rosebery wollte in dem Umstande ein bedenkliches Zeichen erblicken, daß überall „bedrohliche und übermäßigende" Kriegsrüstungen vorgenommen würden; obwar er das Vertrauen habe, daß die britische Macht jeder denkbaren Verbindung anderer Mächte die Spitze zu bieten vermöge, so sehe er doch mit Unbehagen das rasche Emporwachsen von Flotten. Ein weiterer Redner war der Staatssekretär des Auswärtigen Sir E. Grey. Er erklärte, daß er jedes Wort der Roseberyschen Ausführungen unterschreibe, und daß die Aufrechterhaltung des Flottenstandards die wichtigste Frage für das gesamte britische Reich sei. Die englische Regierung sei sich der Tatsache bewußt, daß das Land mit seinen Flottenausgaben nicht ins Hintertreffen geraten dürfe, wie groß die Lasten dieser Ausgaben auch seien. Im übrigen bezeichnete der Staatssekretär die auswärtige Politik Englands als darin bestehend, daß man halten müsse, was man habe, daß man das befestigen und entwickeln und daß man Streitigkeiten mit anderen Nationen so weit als möglich vermeiden müsse. Auch Balfour pointierte seine Ansprache in den Satz, daß das Schicksal Englands von der Ueberlegenheit seiner Flotte abhänge; und zwar müsse diese Ueberlegenheit in den heimischen Gewässern zu Tage treten. Er stimmte den Worten Lord Roseberys und Sir E. Greys zu und meinte im Anschluß daran, man könne über die Verteidigung des britischen Reiches nicht ohne eine gewisse Aengstlichkeit sprechen. Der Kriegsminister Haldane spann wiederum den Gedanken Balfours weiter, verwies auf die einheitliche Entwicklung des Reichsgedankens und legte besonderen Nachdruck auf die wachsende Wichtigkeit einer schnellen Mobilmachung; es sei Aufgabe des Reiches, in allen seinen Gebieten eine starke Landesverteidigung zu schaffen, von der man im Falle der Not auch einen Gebrauch machen könne, der über den Schutz der engeren Heimat hinausginge. Premierminister Asquith endlich hob in einer Bankettrede über die Bedeutung der Presse hervor, nichts habe während der Konferenz eindrucksvoller sein können als die Einmütigkeit auch politischer Gegner in der Frage der Verteidigung des Reiches.

In Sachen Kretas ist eine Klärung der Lage noch nicht zu verzeichnen. Die Türkei legt offenbar Wert auf die Aufrechterhaltung des Status quo auf der Insel. Sie hat im Verfolg dieses Wunsches die Schutzmächte aufgefordert, vorläufig noch die internationalen Truppenkontingente in Kreta zu belassen. Sollte die Insel von den Truppen geräumt werden, so will die Türkei auf den vorherigen Stand der Dinge zurückkommen, das heißt, feinerlei Veränderungen des gouvernementalen Status quo mehr zulassen, wie sie solche seit Erklärung der Angliederung der Insel an Griechenland gebultet hätte. Die vier Schutzmächte scheinen noch zu keiner Entschließung gelangt zu sein. Nach Londoner Meldungen drehen sich ihre Verhandlungen darum, zu entscheiden, ob nach der Rückberufung der fremden Truppen von der Insel ein Kriegsschiff zum Schutze der türkischen Flagge zu entsenden sei. Es wird ausdrücklich in Abrede gestellt, daß daneben noch Verhandlungen von einer türkenfreundlichen oder einer griechenfreundlichen Tendenz stattfänden. Die in voriger Woche an dieser Stelle erwähnte Angabe, wonach sich ein türkisches Geschwader in die Gewässer von Kreta begebe, ist inzwischen dahin berichtigt worden, daß die Aufahrt dieses Geschwaders mit der Kreta-Frage nicht im Zusammenhang stehe, und daß die türkischen Schiffe die kretischen Gewässer nicht besuchen würden. Gleichwohl wurde neuerdings in einer Konstantinopeler Depesche hervorgehoben, trotz Versicherungen von türkischer Seite neigten alle dortigen politischen Kreise der Ansicht zu, daß das Auslaufen des türkischen Geschwaders wegen der Kreta-Frage auch demonstrativen Charakter habe. — Weitere Nachrichten besagen:

**Konstantinopel**, 12. Juni. (Agence Havas.) Hier geht das Gerücht, die Regierung sei fest entschlossen, in der kretischen Frage eine energischere Politik einzuschlagen. Ohne sich dem Vorwurf der Provokation auszusetzen, sei man bereit, alle Mittel, auch militärische, anzuwenden, um zu verhindern, daß nach der Entfernung der internationalen Truppen irgend eine Veränderung des staatsrechtlichen Zustandes auf der Insel Platz greife.

**Konstantinopel**, 12. Juni. (Wiener Telegr.-Korresp.-Bureau.) Der Tanin schreibt, wenn die Mächte ihre Truppen aus Kreta zurückzögen, ehe die Lage auf der Insel sich konsolidiert hätte, so würde die Gefahr eines Krieges sich verstärken. Kreta wäre dann gegenüber den Türkei in der Lage eines Rebellen, und diese wäre gezwungen, Kriegsschiffe und Truppen dahin zu senden, um ihre Souveränitätsrechte zu wahren. In diesem Falle könnte ein Krieg mit Griechenland ausbrechen, dessen Regierung die Erbebung des Volkes vielleicht nicht hintanzuhalten vermöchte. Daher habe die Pforte die Mächte ersucht, ihre Truppen nicht zurückzuziehen. Dies bedeute aber keine Lösung der Kreta-Frage, man müsse sich vielmehr mit den Mächten über die Form der Autonomie Kretas und über die Wahl des Gouverneurs verständigen.

**Konstantinopel**, 12. Juni. Seit einigen Tagen trifft das Geschwader die letzten Vorbereitungen zum Auslaufen und unternimmt bei Tag und Nacht kleine Uebungsfahrten. Das Geschwader wird möglicherweise schon heute abend auslaufen. Türkischen Blättern zufolge wollen sich die Kriegsschiffe, welche in den verschiedenen Häfen stationiert sind, dem Geschwader anschließen, so daß die Zahl der Schiffe einschließlich der Torpedoboote und Minenschiffe bis auf zwanzig anwachsen dürfte. Der Weisung des Großwesirats an den Marineminister zufolge wird das Geschwader infolge der Stimmung unter der Bevölkerung der Insel Metelin (Mytilene) zunächst dorthin gehen. Instruktionen betreffend Kreta sollen dem Geschwader eventuell nachfolgen. Bemerkenswert ist, daß eine möglichst rasche Verstärkung der Flotte angestrebt wird. Der Marineminister hat Befehl erhalten, den Bau aller auf den europäischen Werften befindlichen türkischen Schiffe zu beschleunigen. Den türkischen Blättern zufolge unternimmt das Marineministerium auch wegen Erwerbung dreier Dreadnoughts, welche für Brasilien in England gebaut werden.

Zwischen der Pforte und Bulgarien ist über die streitige Frage der Orientbahnen eine Einigung nunmehr erzielt worden. Nachdem sich der türkische Ministerrat mit dem Entwurf dieses Arrangements befaßt hat, wird seine offizielle Unterzeichnung erst erfolgen, wenn er von dem Verwaltungsrat der Orientbahn und vom Parlament genehmigt worden ist. Zur Orientierung über das Abkommen seien der Kölnischen Zeitung noch die folgenden Angaben entnommen: „Die Pforte hat bekanntlich durch Verzicht der türkischen Regierung auf 40 Jahresraten der türkischen Kriegsentschädigung einen Betrag von 125 Mill. Frank erhalten, während Bulgarien sich gegenüber Rußland nur für 82 Millionen zu verpflichten hat. Aus dem ersteren Betrag hatte die Türkei die Entschädigung an die Gesellschaft der Orientalischen Bahnen zu zahlen, und sie hat schließlich nun dafür 21½ Mill. Frank bewilligt, obgleich in den kontradiktorischen Verhandlungen zwischen Bulgarien, der Türkei und der Gesellschaft im vorigen November die Ansprüche der Bahn auf über 26 Mill. Frank festgestellt worden waren. Die Gesellschaft hat aber einen wenn auch mageren, so doch ausökommlichen Vergleich dem dauernden Kampfzustande vorziehen müssen. Gegenüber dem Nominalkapital der Gesellschaft von 60 Mill. Frank erscheint die Entschädigung von 20 Millionen für die weggenommenen Strecken, die nun etwa den vierten Teil der vorjährigen Betriebslänge darstellen, als verhältnismäßig hoch. Es ist aber darauf hinzuweisen, daß die ostrumelischen Strecken die ertragreichsten des ganzen Netzes, gewissermaßen das Herz des Körpers der Betriebsgesellschaft gebildet haben. Es verbleiben der Betriebsgesellschaft nunmehr drei einzelne Linien, nämlich die Hauptlinie von der bulgarischen Grenze über Adrianopel nach Konstantinopel, die Verbindung nach Dedeagatsch am Aegäischen Meere, die nur noch einen sehr geringen Wert hat, da die bulgarische Ausfuhr künftig das Meer in Burgas über rein bulgarische Strecken suchen wird, endlich die von der Hauptlinie isolierte Strecke von Salonik nach Uesküb und der serbischen Grenze. Bekanntlich betreibt die Gesellschaft auch die Linie der selbständigen mazedonischen Eisenbahngesellschaft (Salonik-Monastir). Die Dividende der Betriebsgesellschaft der Orientalischen Eisenbahnen für 1908 wird 5 pCt. betragen gegen 6 pCt. im Vorjahre. Man darf aber hoffen, daß infolge der Vereinbarung mit der türkischen Regierung der frühere Dividendensatz in künftigen Jahren wieder erreicht werden kann, zumal die Gesellschaft mit der türkischen Regierung auch den Frieden geschlossen hat über eine Reihe alter Streitpunkte. So hatte der Oberschiedsrichter den Hauptstreitpunkt zu Gunsten der Gesellschaft entschieden, aber die frühere türkische Regierung hatte immer wieder Mittel und Wege gefunden, die Ausführung des Schiedsspruches und Beendigung des Schiedsgerichtsverfahrens in die Länge zu ziehen. Nunmehr ist ein Kompromiß zu stande gekommen, wodurch die Gesellschaft zwar klein bares Geld und auch nicht annähernd die Summe erhält, die sie früher zu erhalten hoffte; aber durch eine Veränderung in dem Teilungsschlüssel der Einnahmen zwischen der türkischen Regierung als Eigentümerin der Linien und der Betriebsgesellschaft empfängt die Gesellschaft eine etwas erhöhte Beteiligung an den Einnahmen. Nach dem bisherigen Schlüssel empfing die Gesellschaft vor weg 7000 Fr. auf den Kilometer für Betriebskosten und weiter 55 pCt. von dem Mehrertrag über 10 333 Fr.; künftig wird die Gesellschaft 70 pCt. erhalten, was auf Grundlage z. B. der Einnahme für 1907 und unter Berücksichtigung, daß 810 Kilom. von dem Gesamtnetz von 1269 Kilom. abgetrennt worden sind, einen jährlichen Mehrbetrag von 353 842 Fr. ausmacht. Die Einnahmen des Jahres 1907 waren aber besonders befriedigend."

Der Lösung der ungarischen Krisis gelten die Audienzen, die der Kaiser und König Franz Josef am vergangenen Dienstag den Ministern Graf Julius Andrassy und Franz Kossuth erteilte. Nach Budapester Meldungen ging aber die allgemeine Auffassung dahin, daß das Ergebnis dieser Audienzen negativ gewesen sei, und daß weder die Entwirrungsvorschläge Andrassys noch diejenigen Kossuths Aussicht hätten, verwirklicht zu werden; denn der Monarch habe es abgelehnt, ein Kabinett ausschließlich aus Mitgliedern der Unabhängigkeitspartei zu ernennen. Zur Kennzeichnung der Lage dient ein Artikel des Wiener Fremdenblattes, der u. a. folgendes ausführte: „Politisch denken heißt, bevor man alles mögliche bedenkt, das Bestmögliche als Zweck setzen. Das Koalitionsregime ist sicherlich kein Ideal, aber es hat doch verhältnismäßige Zufriedenheit und ein erträgliches Gleichgewicht hergestellt, indem es über die staatsrechtlichen Gegensätze hinweg allen großen Parteien die Teilnahme an der aktiven Politik ermöglichte. Es hat so auch die Aussicht auf eine Milderung der staatsrechtlichen Gegensätze, auf die Anpassung eines sechzigjährigen Kampfprogramms an die Bedürfnisse der realen Politik geboten. Wird die Koalition zerschlagen, so würden sich die staatsrechtlichen Gegensätze wieder verschärfen, und eine Entwicklung, deren Langsamkeit die befonnenen Beurteiler der Verhältnisse jenseits der Leitha nicht entbehren konnte, wäre abgerissen. Die ernsten Staatsmänner Ungarns können nicht wünschen, daß es so geschehe. Daß Graf Andrassy die Erhaltung der Koalition und noch mehr, die Fusion, das heißt die endgültige Ueberbrückung der staatsrechtlichen Gegensätze anstrebt, ist bekannt. Aber auch von Franz Kossuth hat man bisher widerspruchslos voraussetzen dürfen, daß er dem Koalitionsprogramm treu geblieben ist. Soll man jetzt glauben, was Blätter der Unabhängigkeitspartei melden: daß Kossuth die Koalition bereits als abgetan betrachte und sich vor dem Monarchen für die Berufung eines Ministeriums der Unabhängigkeitspartei einsetzen wolle? Man kennt das Verhältnis des linken Flügels der Unabhängigkeitspartei zu Franz Kossuth; da wird immer die Einigkeit der Partei und die unerschütterliche Anhänglichkeit an den Führer betont, in diesen Chorus die Partei ihre Siege erfochten hat, aber Franz Kossuth kann die wahre Meinung nicht mißverstehen: führe uns, doch folge uns! Hat jetzt wirklich jene Gruppe der Unabhängigkeitspartei, welche das Koalitionsband als lästige Fessel empfindet, Franz Kossuth so weit gebracht, daß er die Koalition sprengen will, oder ist es nur ihr Wunsch und nicht Kossuths Gedanke, daß er in der Wiener Hofburg der Koalition die Gradrede halten soll? Die ungeduldige Erwartung der ungarischen Oeffentlichkeit wird darüber bald genug aufgeklärt werden. Aber klar ist es schon heute, daß Franz Kossuth, wenn er die Koalition totsagte, seiner Partei die Regierungsfähigkeit absprechen würde. Denn alle Bürgschaften, welche ein Ministerium der Unabhängigkeitspartei zusichern könnte, wären nicht so sicher wie die beiden Tatsachen: daß, wenn die Unabhängigkeitspartei das Paktum zerrissen hätte, für das drei Minister aus ihrer Mitte gebürgt haben, auch ein neues Paktum nicht haltbarer wäre; und daß

---

## Die absolute Wahrheit.

Skizze von Lisa H. Löns-Blücherburg.

[Nachdruck verboten.]

I.

„Hier, Kind, hast Du den Bericht über die Nora-Aufführung", sagte Oberlehrer Eberhard und reichte seiner Frau die Zeitung. „Es wird Dich interessieren, daß der von Dir so verehrte Doktor Schröder gerade so denkt wie ich."

Frau Marianne lehnte sich in ihrem Stuhl zurück und las.

„Hm", murmelte sie schließlich, „kann sein oder kann auch nicht sein. Das wahre Glück der Ehe, schreibt er, kann nur bei völligem Vertrauen, bei gegenseitiger unbegrenzter Offenheit blühen. Nun ja, da, wo unbedingte Aufrichtigkeit, absolute Wahrheit zwischen Eheleuten herrscht, ist volle Harmonie möglich. . . Das klingt ja ganz schön, aber immerhin gibt es Fälle . . ."

„Es darf aber in einer rechten Ehe eben keine solchen Fälle geben", unterbrach er sie scharf. „Ich will nicht hoffen, liebe Marianne, daß solche Betrügereien . . . ."

„Wer redet denn gleich von Betrügereien, Claus. Es ist doch manchmal selbstverständlich, daß man manchmal etwas verschönigt oder verschweigt, wenn man denkt, daß es den anderen unnötig kränken oder beunruhigen könnte. Solche kleinen Notlügen sind doch nicht nur entschuldbar, sondern unter Umständen sogar nötig."

„Nein, und tausendmal nein! Verächtlich sind sie und namentlich zwischen Eheleuten durchaus unangebracht", rief der Oberlehrer erregt. „Schädliche Wahrheit tu ziehe sie vor dem nützlichen Irrtum. Wahrheit heilet den Schmerz, den sie vielleicht uns erregt." An dieses Goethe-Wort sollte sich die Menschheit halten, dann stände es besser in der Welt."

„Nun Claus, wenn Du Dir so viel davon versprichst, dann können wir es uns ja zur Richtschnur nehmen und danach leben, selbst wenn es uns dann und wann kleine Unbequemlichkeiten bereitet."

Oberlehrer Eberhard strich sich befriedigt über den blonden Vollbart. „So ist es recht, Marianne. Du sprichst ganz in meinem Sinne. Es wird nichts mehr beschönigt, nichts mehr verschwiegen. Wahrheit, absolute Wahrheit soll zwischen uns herrschen. Daß heißt . . . von morgen an", setzte er hinzu, „der Sonntag ist wohl der würdigste Tag zum Anfang unseres neuen Lebens." Es war ihm eingefallen, daß am Abend eine Konferenz stattfinden sollte, und er hatte davon gesprochen, daß es wohl recht lange dauern würde, da „wichtige" Dinge zu verhandeln seien.

II.

Als er am anderen Morgen ins Eßzimmer kam, war seine Frau schon fast fertig mit ihrem Frühstück.

„Ach entschuldige, daß ich angefangen habe. Ich glaubte, Du würdest nicht so früh aufstehen. Wenn Du sonst am Abend vorher zu viel getrunken hast . . ."

„Aber erlaube mal, Marianne . . ."

„Nun, Du wirst es doch nicht übelnehmen, wenn ich Dir offen meine Gedanken sage?"

„Ach so —?" kam es gedehnt von seinen Lippen. (Schädliche Wahrheit usw., zitterte er in Gedanken.) Wann sie ihm aber so offen ihre Gedanken aussprach, dann konnte er sich natürlich das gleiche gestatten, ohne daß sie ein Recht hatte, sich gekränkt zu fühlen.

„Weißt Du, liebes Kind", meinte er, sie prüfend ansblickend, „Du siehst heute morgen einmal wieder recht gelb aus."

„Ja, das kommt von dieser eigentümlichen roten Farbe des Schlafrockes. Als Du aber sagtest, er stände mir gut, glaubte ich, es sei nicht so schlimm."

„Na ja, damals war Deine Mutter gerade dabei, und dann kennst Du ja auch das Sprichwort vom geschenkten Gaul."

„Sieh mal an, da haben wir uns also richtig gegenseitig etwas vorgelogen", meinte sie lächelnd. „Ich konnte den Morgenrock gleich nicht leiden und habe ihn nur Deinetwegen getragen."

„Meinetwegen? — Wieso?"

„Natürlich. Ich brauchte doch einen und hätte mir sonst einen kaufen müssen, aber ich glaubte, daß Dir die Ausgabe jetzt nicht bequem wäre."

„Was tobst denn so ein Ding?"

„O ich habe vor ein paar Tagen einen entzückenden hellgrauen gesehen. Er kostete nur fünfzig Mark."

„Du hast recht; die Ausgabe wäre mir jetzt nicht angenehm." Frau Marianne blickte ein Weilchen schweigend vor sich hin.

„Ich werde mir den Schlafrock aber doch kaufen", meinte sie dann. „Wir werden eben das Geld an anderer Stelle dafür sparen. Es ist doch richtiger, daß ich Dir gesalle, als daß wir jeden Mittag Wein trinken. Ich will die Karte gleich zerreißen, die ich gestern abend an den Weinhändler schrieb. Wenn wir nur Sonntags welchen trinken, genügt der Vorrat noch eine Weile."

Doktor Eberhard nagte an den Enden seines Schnurrbartes und sah mißmutig in seine Zeitung.

„Angenehm ist es schließlich nicht, ein Vierteljahr lang jeden Mittag an den Preis Deines Schlafrockes erinnert zu werden. Ich denke, daß ich die Summe doch erübrigen kann. Ich kann ja dann Morgens auch endlich einmal einen angenehmeren Unblick genießen."

„O ja, den möchte ich mir auch wünschen", antwortete Marianne. „Du glaubst doch nicht, daß die Aussicht einer auseinandergefalteten Zeitung gerade ein Hochgenuß ist? Es ist eine abscheuliche Angewohnheit, beim Frühstück zu lesen."

„Und ich finde, daß es eine abscheuliche Angewohnheit ist, immer mit dem Löffel in der Tasse herumzurühren und zu klappern."

„Wenn Dir meine Manieren nicht passen, dann will ich Dir nur offen gestehen, daß die Deinen auch sehr viel zu wünschen übrig lassen. Erst neulich bei Geheimrat Meyer . . ."

„Laß mich nur mit diesen faden Leuten in Ruhe. Anstatt mich zu Hause bei meinen Büchern zu lassen, muß ich zu einer Zeit, wenn jeder vernünftige Mensch im Bett liegt, im Ballsaal herumstehen. Und dann soll man am anderen Tage frisch zum Unterricht sein! Du kannst Dich darauf verlassen, daß ich nicht wieder mitgehe, wenn meine Pflicht kommt doch vor solchen sogenannten Vergnügen!"

„Da hast Du eigentlich recht. Und ich freue mich, daß Du dann Dienstag und Freitag Abends bei mir bleibst, denn die Zeit von zehn bis gegen zwei oder drei Uhr kannst Du als vernünftiger Mensch ja viel nützlicher mit Schlafen, als mit Skatspielen verbringen."

Was Doktor Eberhard vor sich hinmurmelte, war nicht so ganz verständlich. Was man aber ganz laut und deutlich hören konnte, das war das Zuschlagen der Zimmertür, als er hinausging.

III.

Als das Ehepaar sich Mittags zu Tisch setzte, war Doktor Eberhard wieder vollkommen guter Laune. Als aber, nachdem die Suppe abgetragen war, eine Schüssel mit Schweinskoteletten erschien, verlängerte sich sein Gesicht merklich. Dann warf er einen Blick auf den Nebentisch, auf den das Mädchen eben einen Stärkeflammert gesetzt hatte.

„Nanu", fragte er erstaunt, „warum denn diese Aenderung im Menü? Ich hörte doch, daß Du gestern zu Anna sagtest, sie sollte eine Poularde rupfen und heute morgen gleich Sahne zum Anaascreme holen. Und nun gibt es Karbonaden und Familienkleister?"

„Ja, Claus, als ich mit Anna sprach, da hatten wir doch noch nicht unseren Entschluß gefaßt mit der absoluten Wahrheit!"

„Ich verstehe nicht, was hat denn das mit unserem Mittagessen zu tun?"

„Aber das ist doch ganz einfach. Das Haushaltsgeld, das Du mir gibst, beträgt, auf den Tag berechnet, vier Mark. Das hatten Du nach irgendwelchen nationalökonomischen Bücke als den so und sovielsten Teil Deines Einkommens ja damals so bestimmt. Natürlich langt das nicht zu Poularden und Ananascreme. Und bis heute, lieber Claus — ich will es Dir nur gestehen — habe ich dann von meinem Gelde genommen, was noch fehlte. Du warst ja damals so entzückt, als Mutter Die die Summe meines kleinen Vermögens nannte, und wolltest nichts davon wissen und Deine Frau allein ernähren, und das Geld sollte ruhig auf der Bank bleiben. Aber es war so mühsam, an allen Enden zu sparen, und es ließ sich so viel netter und bequemer alles machen, wenn ich dann und wann für Extraausgaben von meinen Zinsen nahm. Ich sehe jetzt aber ein, es war unaufrichtig und nicht im Sinne der „absoluten Wahrheit"."

„Ich freue mich, daß Du es wenigstens einsiehst, Marianne", meinte Dr. Eberhard würdevoll und teilte mit einem mutigen Schnitt das Fleisch vom Knochen. „Ich will auch gern gestehen, daß es gedanklenlos von mir war, nicht darauf zu achten, daß unsere Hausführung eine elegantere ist, als wie zur Zeit, als meine Mutter mit der auch Dir überwiesenen Summe wirtschaftete."

Mit weniger gutem Appetit als sonst beendete Dr. Eberhard seine Mahlzeit und verschwand dann in seinem Studierzimmer.

Es war gerade vier Uhr, als er mit Hut und Stock wieder zu seiner Frau ins Zimmer trat.

„Nun, Kind, noch nicht fertig zum Ausgehen?"

„Ach, Claus, ich habe gar keine Lust, immer auf diesen gräßlichen Petersberg zu laufen."

„Nanu? Ich dachte, es sei Dir geradezu ein Bedürfnis, jeden Nachmittag einen gehörigen Marsch zu machen?"

„I bewahre", lachte Frau Marianne. „Ich mußte